
Das wunde Leder

Wie Kommerz und Korruption
den Fußball kaputt machen

Stefan Gmünder/ Klaus Zeyringer

edition suhrkamp

SV



42 4. Neofeudalismus

Limousinen fahren im Luxusressort vor, aus einem der großen schwarzen Autos mit getönten Scheiben steigt ein breiter Mann. Sicherheitskräfte schirmen Sepp Blatter und die ganze Anlage ab. Er ist mit dem Privatjet von Gönnern eingeflogen, hat den Staatschef getroffen. Nun begibt er sich ins Prachthotel, die Leibwächter drängen die akkreditierten Journalisten zurück, schieben Kameras weg, halten Handflächen vor Objektive. »No comment.«

Es ist kein Gipfel der politischen Größen des Erdballs, sondern eine Versammlung der Mächtigen des Fußballs. Der Weltverband tagt. Auf dem Podium strahlt Joseph Blatter aus dem kleinen Visp im Wallis, ein Fürst über Fürsten. »This is my show«, spricht er ins zugelassene Mikrofon. Ganz offensichtlich fühlt er sich als einer der Herren der Welt, beim Papst, bei Königen, Präsidenten und Scheichs gehe er ein und aus, betont er gern. Schließlich hat er das populärste globale Event zu bieten, die WM. Auch bei der anderen Großveranstaltung, den Olympischen Spielen, redet er mit. Sein Sitz im Internationalen Olympischen Komitee hat es ihm ermöglicht, seinerzeit das Auftreten des IOC-Präsidenten, »Seiner Exzellenz« Juan Antonio Samaranch, aus nächster Nähe zu beobachten: Einer, der ein derartig einträgliches Sportimperium aufgebaut hat und den Friedensnobelpreis für sich beansprucht, stehe über allen. Hinter ihm stand Adidas.

⁴³ Joseph Blatters Zeiten sind vorbei, möchte man meinen. 2015 konnte er sich dem Zugriff der Justiz kaum noch entziehen, die Fifa-Ethikkommission schloss ihn für sechs Jahre von allen Fußballaktivitäten aus. Im Mai 2017 aber schreibt der *Spiegel* dann: »Blatter is back«. Das System besteht weiterhin.

Blatters Nachfolger Gianni Infantino aus dem Nachbarort im Wallis leitet den Fifa-Kongress in Bahrain. Unter Michel Platini, mittlerweile ebenfalls für Jahre gesperrt, amtierte er als Generalsekretär des europäischen Verbandes Uefa. Im Kampf um Blatters Thron hat Infantino wohl davon profitiert, dass sich der aussichtsreichste Bewerber, Scheich Ahmad Al-Fahad Al-Sabah, zurückzog. Bevor der Kuwaiter wegen seiner Netzwerkeleien ins schiefe Licht geriet, hatte er dem Deutschen Thomas Bach noch zur IOC-Präsidentschaft verholfen (im April 2017 trat der Scheich wegen des Vorwurfs der Korruption von allen Fifa-Ämtern zurück; im IOC sitzt er nach wie vor). Vor allem aber hat Infantino sich als gelehriger Schüler von Havelange und Blatter erwiesen und die Herren der kleinen Verbände umgarnt: »Entwicklungshilfe« gegen Stimmen.

Da die Fifa nach dem Prinzip »One country – one vote« funktioniert, da also Vanuatu mit ganzen siebentausend Kickern ebenso eine einzige Stimme hat wie der Deutsche

Fußball-Bund mit seinen fast sieben Millionen Mitgliedern, gilt es für Karrierestrategen, eher den vielen Kleinen entgegenzukommen. Einmal im Amt gefestigt, ließ Infantino die WM-Endrunde auf 48 Teams ⁴⁴ aufblasen, das erste solche Megaturnier soll 2026 stattfinden.

In Bahrain tritt Infantino zwar als Reformier auf, den altbekannten Fußballfürstenhabitus hat er freilich nicht abgelegt. Er reklamiert für sich, die Strukturen bereinigt zu haben. An seiner Seite hat er mit der senegalesischen Ex-Diplomatin Fatma Samoura eine Frau in eine wichtige Machtposition gehievt, die zuvor noch nie im Fußball tätig war. Anders als bei Blatter ist sein Jahresgehalt publik: anderthalb Millionen Franken, immerhin fünfmal so viel wie die deutsche Bundeskanzlerin. Infantino selbst fand es offenbar zu niedrig, Chef-Controller Domenico Scala, der die Summe festgelegt hatte, wurde bei nächster Gelegenheit abgesetzt. Anderen zu stark auf Moral pochenden Herren erging es genauso.

Auch Infantino fliegt mit Privatjets um die Welt. In Bahrain entledigt sich die Fifa einfach mittels eines Verfahrenstricks der beiden Vorsitzenden ihrer Ethikkommission: Sie nimmt sie kurzfristig nicht auf die Kandidatenliste. Gegen Infantino hätten sie Ermittlungen eingeleitet.

In seiner Eröffnungsrede erklärt der neue Mann aus dem Wallis im Stil eines Donald Trump: »Es gibt viele Fake-News über die Fifa.« Nachrichten vom Fürstenhof sind nur dann wahr, wenn sie dem Fürsten und seinem Gefolge dienlich sind.

Wie das Internationale Olympische Komitee sind auch Fifa und Uefa offiziell gemeinnützige Organisationen nach Schweizer Recht. Ihre Sitze befinden sich in ⁴⁵ Lausanne, Zürich und Nyon, wo sie nach dem stark ermäßigten Satz für Vereine besteuert werden.

Tatsächlich aber funktionieren sie wie exterritoriale Fürstentümer, die selbst Staat und Geld machen. Für das IOC, eine Non Governmental Organization nach den Artikeln 60 bis 79 des Schweizer Zivilgesetzbuchs vom 1. November 2000, sehen juristische Experten einen gewichtigen Widerspruch: Die Olympier seien im eidgenössischen Gemeinwesen und zugleich außerhalb verortet. Sie genießen Rechte, die normalerweise nur mit souveränen Staaten verhandelt werden; ein Gesetz von 2007 gewährt ihnen quasi Diplomatenstatus, juristische Immunität und zollfreie Importe. Im Gegenzug profitiert natürlich die Schweiz, in der insgesamt über sechzig internationale Sportverbände ihren Sitz haben: Sie bringen jährlich über eine Milliarde Euro.

Der Fürstenhof ist eine eigene Burg. Beim IOC, dessen Charta keinen Einspruch von außen zulässt (»The decisions of the IOC are final«), und in geringerem Ausmaß auch bei der Fifa sind Legislative, Judikative und Exekutive nicht klar getrennt. Im Falle eines Staates würde man das eine Diktatur nennen.

So befindet sich Olympia, ein »Weltkulturerbe der Menschheit«, im Besitz eines

privaten Vereins, der bis vor Kurzem ein unkontrollierter Zirkel elitärer alter Männer war und 1981 erstmals eine Frau aufnahm. Seine Mitglieder werden nach dem feudalen Prinzip der Tafelrunde hinzugewählt. Sie kamen die längste Zeit aus Adel und Geldadel, erst mit der starken Mediatisierung stießen Sportstars hinzu. 1974 standen auf der Liste aller 46 (insgesamt dreihundert) Mitglieder, die dem Gremium seit der Gründung im Jahr 1894 angehörten: ein König, 22 Prinzen, vier Fürsten, 24 Grafen, zwölf Barone und sieben Lords. Dazu 22 Generäle und auch einige Waffenhändler – ziemlich merkwürdig für eine Organisation, die für den olympischen Frieden eintritt.

Im Jahr 2000 zählte das IOC 104 Mitglieder, zwei Drittel über sechzig Jahre alt. Lange Zeit galt: Wer einmal in den hehren Kreis aufgenommen wurde (bis 1989 immer per Akklamation), blieb sein Leben lang. Dies änderte sich 1965, als ein Alterslimit eingeführt wurde. 1995 hob man es rechtzeitig auf achtzig Jahre an, um Samaranch eine vierte Amtsperiode zu ermöglichen.

Manche Sitze werden laut Gewohnheitsrecht von den großen Fachverbänden besetzt, einige gehören den früheren Apparatschiks des Ostblocks, andere scheinen Erblehen zu sein: Die monegasische Fürstenfamilie Grimaldi ist in der dritten Generation präsent; 2001 zog Juan Antonio Samaranch Junior ins hehre Gremium ein; von Vater Antonio war der heutige Präsident Thomas Bach 1981 in die neue Athletenkommission berufen worden, vier Jahre später trat Bach eine Stelle bei Adidas an.

Schon 1960 hatte IOC-Präsident Avery Brundage bei der Eröffnung der Spiele in Rom verkündet, kein Monarch habe je über ein so ausgedehntes Imperium geherrscht; 1971 schlug der finnische Staatspräsident Urho Kekkonen vor, den »autoritären und exklusiven Sportadel« durch eine Unesco-Kommission zu ersetzen. Gegen Havelange, Blatter, Infantino war Brundage ein ökonomischer und machtpolitischer Amateur.

47 Die Herren des Sports verfügen über Flagge und Hymne, sie vergeben Orden, in ihren Fürstentümern geht die Sonne nie unter.

Gekürt werden sie von ihresgleichen, in der Fifa von den Chefs der Landes- und Kontinentalverbände. Sie wiederum werden in vielen Fällen – in Brasilien etwa – nicht wirklich demokratisch gewählt, sondern per Fingerzeig eines Clans bestimmt.

Die Sportorganisationen, die das heutige gesellschaftliche Leben weltweit stark beeinflussen, haben sich globale Monopole geschaffen, die von keinem Kartellamt kontrolliert werden. Der Fußball gehört nicht all den Menschen, die der Faszination des Spieles folgen, sondern den Herrschern der Verbände. Ohne ihre Zustimmung darf keine Liga gegründet, kein offizielles Spiel angepfiffen, kein Berufskicker, ja kaum ein Amateur aktiv werden.

Unter dem Druck all der negativen Schlagzeilen der letzten Jahre hat die Fifa wohl eine Ethikkommission, einen Menschenrechts-Beirat, eine Governance-Kommission eingesetzt. Aber: Die zu Kontrollierenden bestimmen selbst, wer sie kontrollieren darf. Wenn allerdings die Vergehen himmelschreiend kriminell das Ausmaß einer mafiösen

Vereinigung annehmen, schreitet mittlerweile die Justiz ein, eher langsam die schweizerische.

Ein gutes Pflaster für Geschäfte und Nepotismus.

Im Prozess um die Insolvenz der Agentur ISL erkannte das Strafgericht des eidgenössischen Kantons Zug 2008 in seinem Urteil, die Fifa müsse sich »täuschendes Verhalten« vorwerfen lassen. Die daraufhin vom Weltverband ⁴⁸gegründete Marketing AG leitete der Neffe von Sepp Blatter. Bei der Vergabe der WM 2022 stimmte Michel Platini für Katar, wo sein Sohn führender Sportmanager ist. Die Kinder der Verbandsoberen von Argentinien und Spanien haben von ihren einträglichen Positionen bei Fußballorganisationen illegal profitiert (und auf den besonderen Fall Brasilien kommen wir in Kapitel 6).

Thomas Kistner von der *Süddeutschen Zeitung*, gewiss einer der besten Kenner der Materie, fasst zusammen, der Sport bewege sich »zu großen Teilen in nur ihm vorbehaltenen, von Staatsrecht befreiten Räumen«. Die »Grenzen zwischen einem Verbandsapparat mit höchst obskurem Führungspersonal« (nicht wenige gewichtige Mitglieder sind Vertreter von Diktaturen; Scheich Al-Sabah war Propagandaminister in Kuwait ...) und »Behörden, die diesem Personal zum Teil sogar auf den Fersen sind«, verschwämmen: Die Fifa beschäftigte zeitweilig frühere Direktoren von Interpol und FBI.

Der Neofeudalismus spielt Doppelpass mit dem Neoliberalismus. Für einen verfälschten Markt erstellen beide die Mauer einer Fassade, die Freiheiten simuliert.

Das Geschäft der Fußballverbände floriert unter dem Deckmantel der Gemeinnützigkeit, der ihnen Steuererleichterungen einbringt. Sie behaupten also, für die Allgemeinheit tätig zu sein, indem sie der Allgemeinheit eine entsprechende finanzielle Beteiligung vorenthalten.

Für die Weltmeisterschaft 2014 in Brasilien verzeichnete die Fifa Einnahmen von über zwei Milliarden Dollar; im Gastgeberland, das ein großes Defizit einfuhr, bezahlte sie keine Steuern. Bei ihrem Kongress am Rande des ⁴⁹WM-Turniers belohnten sich dafür die vorgeblich ehrenamtlichen Mitglieder des Exekutivkomitees mit einer Verdoppelung ihrer jährlichen »Aufwandsentschädigung« – mit den 200 000 Dollar müssten die meisten Menschen in Brasilien vierzig Jahre lang auskommen. Die Herren des runden Leders erhielten zudem ohnehin siebenhundert Dollar »Tagegeld«, ohne ihre Flüge erster Klasse und ihr Fünf-Sterne-Hotel begleichen zu müssen. Ein kleines Zubrot verschafften sich der damalige Fifa-Vizepräsident Julio Grondona aus Argentinien und seine Familie, deren Matchtickets auf dem Schwarzmarkt landeten.

Nun heißt es, unter Gianni Infantino seien diese Zeiten und Praktiken vorbei. Die Fifa habe jetzt transparente Strukturen sowie eine Kontrolle der Vorgehensweisen geschaffen. Aber: Die Bestellungs politik und das Auftreten des neuen Mannes mit seiner langen Geschichte in den Institutionen des Fußballs lassen ebenso wie das Verhalten des Uefa-

Chefs und anderer Verbandsherren die *Spiegel*-Worte »Blatter is back« plausibel erscheinen.

Die Fassade ist geblieben. Wie kann – fragt man sich und die Schweizer Behörden – eine gemeinnützige Organisation derart hohe »Rücklagen« aufweisen? Wie verträgt es sich mit Gemeinnützigkeit, dass die Fifa 2015 Reserven von anderthalb Milliarden Dollar verkündete und die Uefa 2017 siebenhundert Millionen Euro »Rücklagen« angab?

In Bahrain hält Gianni Infantino seine Rede. Es ist seine Show. In einigen Ländern, sagt er, sei Fifa-Bashing in Mode. Dabei betreibe man doch offen und korrekt die 50 Sache des schönsten Sports der Welt. Die Delegierten, in ihren Ländern Verbandsfürsten, applaudieren anhaltend. Nichts ist schöner als ein ungestörtes Monopol.

Seitdem sich jedoch endlich die Behörden einiger Länder für die Machenschaften der Herren des runden Leders zu interessieren begannen, sind weltweit zwei Dutzend von ihnen im Gewahrsam der Justiz und viele andere in ihrem Visier.

Infantino wird indes nicht müde, eine neue Zeit zu beschwören. Wie seinerzeit Sepp Blatter beherrscht er die wesentliche Herrschaftstechnik: das Schönreden.

Zwei Monate nach dem Kongress von Bahrain, Mitte Juli 2017, läutet in Madrid die Polizei bei Ángel María Villar Llona. Seit eineinhalb Jahren ermittelt sie wegen Korruption, Fälschung und Unterschlagung. Der Langzeitpräsident des spanischen Fußballverbandes saß bei der WM-Vergabe an Katar in der entscheidenden Exekutive. Bei der darauffolgenden internen Untersuchung hat er die Aussage verweigert, ein Grande braucht keine Ethikkommission. Es trug ihm nur eine Verwarnung ein; als die Madrider Justiz vor seiner Tür steht, ist er Fifa-Vizepräsident und leitet ausgerechnet die Justiz- und Schiedsrichterkommission. Als das oberste spanische Sportgericht im Juli 2017 ein Verfahren gegen ihn eröffnet, suspendiert ihn der Verband RFEF für ein Jahr.

Villar und sein Sohn Gorka gehörten zu den Stimmenbeschaffern, die Gianni Infantino an die Spitze gehievt haben. Zu ihrer Verhaftung erklärte die Fifa, es handle sich nur um »eine interne Angelegenheit des spanischen Verbandes«.